

# UNTERHALTUNGS-STUNDE

## Das Netz

Ein Nachstück von Otto Boris.

Schwer hängt der Himmel über der Heide. Er ist düster wie ein Vieh vom Scheiden und Weiden. Leere liegt über dem sandigen Wege. Und wie es anfängt zu nebeln, ergehen die Wälder sich in einem Mummenschanz. Ernsthaft sehen die Föhren zu.

Eine Stille liegt über dem Lande, daß ich den Sand hören kann, wie er von den Tritten rieselt. Sie zwingt zum Lauschen. Nur die hohen Gräser, die nebeln um die Beine schlagen, halten einen leisen Anmut wach. Sonst wäre die Wanderung ein Traum, in den das Hünnengrab sein unirdisches Einfließen schreibt.

Bestiges Zappeln und Rascheln reißt mich aus dem Dahingleiten durch die Dämmerung. Ein Kaninchen hat sich in einem Vieh verfangen. Das ist kunstvoll gestrickt. Die Knoten verzairen Frauenhände. Jetzt ruht das kleine Langohr in meinem Arm. Angst hat es, und da klemmt es das Köpfchen zwischen Arm und Brust, um seinen eigenen Untergang nicht zu sehen. „Lauf nur zu, kleiner, aber zuvor mußt du mir sagen, wer dich auf verbotene Weise hat fangen wollen!“

Es schweigt. Die wenigen Spuren schweigen. Die Umgebung schweigt. Nur ein unvorsichtiger Stiefel hat sich angedreht und ein paar Kratzer eines Hundes, — merkwürdig! Es ist ein milder, echt niederländischer Tag im Grau des Nebels, im Braun des Heidekrautes und der Dürre der noch lahlen Bäume. Eiliger strebe ich dem Wirtshaus zu. Nicht fällt dreifach aus den Fenstern über den Vorplatz. Wie allein in der Nähe der Menschen warm macht! Die Wellblätter der Winterreihen kispeln heimlich. Es ist schöner hier draußen als in der verträubelten Wirtsstube. —

Tatja ist ein braunes Zigeunermädchen. Sie liest aus meiner Hand. Wagen stehen am Wege. Ein Feuer brennt auf dem Aker. Dunkle Gestalten bewegen sich in seinem Schein. Tatja spricht von Ruhm, von Ehr, von Glück, von Geld. Weinen klingt eine Harfe; zwei Wandermädel mit klugen Augen, solchen, die satt von Kultur, Landstrahromantik fuchen. Sieh bei warmer Milch und der häuslichen Spende ihrer Rindfäden. „Geh, Tatja, sage ihnen wahr, daß hier draußen ihr Schicksal ist.“

Das braune Mädel lächelt verschmüht. Es geht hinein. Es redet viel, weitaus mehr, als es für eine Wirtin nötig hätte. Die Wandermädeln erröten. Das eine kriegt verlorrene Augen und leuchtet verzerrt eine dunkle Lode aus der Stirne.

Kauter klingt die Harfe. Ein paar struppige Kerle sitzen in einer Ecke und trinken Schnaps. Widerwillig hat ihnen der Wirt eine Flasche und ein Glas überlassen. Tatja stellt sich zum Vorhänger und singt mit plärrender Stimme ein Lied.

Neue Gäste kommen. Hunde, Büchsen und Aufsätze weisen sie als Jäger aus. Ein struppiger Spaniel schnuppert eifrig an mir herum. Sicher wittert er, daß ich mit dem Kaninchen zu tun gehabt habe. Sein Herr wird aufmerksam. Er sieht mir scharf ins Gesicht. „Wir ist, als müßte ich Sie kennen?“ sagt er.

Als ich ihn gestreut und fremd anlächle, wird er verlegen. Da gebe ich ihm das Kaninchen und erzähle ihm, wie und wo ich es gefunden habe. Sein Blick wird hart. Er tritt mit seinem Begleiter ins Dunkle. Dort besprechen sie sich eifrig. Der Mann mit dem Spaniel entfernt sich, und der andere, ein Graubart mit jüdischem Jägerrock, tritt in die Gaststube.

Er trinkt Orz und läßt den Zigeunern Bier geben. Da wird es lustig. Die Harfe spielt einen ungarischen Tanz. Es klingt trotzig klappert; denn der Resonanzboden ist geborsten. Trotzdem fangen ein paar Büscheln an zu tanzen. Sie reihen halbweiche Mädeln mit in den Trubel.

Das Wandermädel mit den dunklen Locken erhebt sich. Es kommt heraus und sieht sich um. Als die Junge mich sieht, fragt sie, ob es morgen schönes Wetter gäbe; denn sie hätten sich einen weiten Weg vorgenommen. Ich nicke ihr zu und meine, das wäre mir recht.

Da streicht sie die widerspenstige Lode aus der Stirn. Es ist eine gütige, verjüngende Handbewegung. „Warum der Herr da drinnen den Zigeunern so viel spendieren mag?“ fragt sie. — Ich glaube es zu wissen, jüde aber nur die Achseln.

Tatja kommt heraus. „Er, du braunes, Kleines, möchtest du mir nicht mit deinen stinken Fingern die Schnur meines Rucksackes zusammenknüpfen?“ Sie tut es. Es wird derselbe lasche Knoten wie am Kaninchen. Nun steigt meine Spannung. „Wohin so eilig Tatja?“ — „Der Herr da drinnen hat viel Geld in der Lotterie gewonnen. Da will er uns armen Zigeunern einen schönen Abend machen. Ich soll alle holen.“

Ich sehe nach dem Wirt. Er hat sich steif in eine Ecke gesetzt. Sein sonnenfarbtes Gesicht wird strenger. Er ist nichts als Ablehnung. Die rundliche Wirtin mir bedienen.

Rum quillt es aus dem Dunkel herauf: Schmutzige Weiber, halbverschlafen, zerkaut, in bunten, verschliffenen Hüden — Kinder, ungelüftet und ungewaschen, ein paar Nangens mit verwegenen Diebsgesichtern. Niemand will sich den Genuß des Freibiers entgehen lassen. Sie verstehen nichts besser zu wändigen als den Zufall. Lotterie, Gewinn von Hunderttausenden, das reißt ihre romantische Straßenseele hoch.

Die Harfe schrillt. Ein wildes Lied erklingt. Dann ein Tanz. „Weiben Sie, bitte, draußen“, sage ich zu dem Wandermädel, „drinnen wird es bald losgehen.“

Sie sieht mich verständnislos an: „Ich für meinen Teil finde die Zigeunermädeln schön!“ erwidert sie betont und wirft mir damit Nüchternheit vor. „Mit einer solchen Alltagsseele soll ich morgen wandern?“ — mag sie denken und geht hinein.

Das Temperament der südländischen Seele bricht durch. Ein paar betrogen dreinschauende Kerle tanzen die Katschka. Es ist ein Loben, Trampeln und Klatschen, daß die Wände schäktern. Begeistert schauen die Wandermädel drein. Sie haben das Erlebnis gefunden, das sie auf der Landstraße suchten. An mir schnuppert der Spaniel. Plötzlich steht, wie aus dem Boden gewachsen, sein Herr neben mir: „Darf ich Sie in Anspruch nehmen?“ sagt er und wartet keine Antwort ab, sondern wirft mir ein paar Kaninchen und Hasen hin: „Die habe ich aus den Zigeunern herausgeholt“, schnauzt er grimmig. „Jetzt haben wir die Bande endlich fest. Seit drei Tagen sind wir hinter ihnen her.“

„Kannale es mir denken. Aber vorsichtig beim Festnehmen, Herr Förster!“

Er geht hinein. Das Gewehr im Anschlag steht er in der Türe: „Hände hoch!“ Die Luft ist jäh verstummt. Ein schriller Schreien der Weiber. Ein Erblassen der Männer. Doch nur ein kurzes Jögern, da greifen die wilden Büscheln zu und ziehen ihren graubärtigen Gäßgeber gegen das Hinterrück als Dedung vor.

Rum greift der Wirt ein. Seine besten Bauernhäute!

haben wichtig in die schmierigen Zigeunermittel. Weiber und Kinder stürzen durch die andern beiden Ausgänge. Die beiden Wandermädeln werden bleich. Ich erhebe mich, um ins Haus zu gehen. Da tracht drinnen ein Schuß. Mit einem Male ist es totensill. Diebe sind feige. —

Der Mond bricht bläulich durch den Nebel. Ein weiches, wehmütiges Licht liegt über dem Lande. Nur das Feuer auf dem Aker glüht noch wie ein böses, gereiztes Auge. Auf der weißen Chauffee, die matt durch die Nacht schimmert, treten sechs Zigeuner unter den drohenden Mündungen zweier Gewehre an. Die Weisheitspfeile verschwinden sie in der Dunkelheit. —

Ich sitze an dem Tisch der Wandermädeln. Es riecht noch nach dem Schuß und nach schlechten Kleidern: „Das hatte ich hinter Ihren Worten nicht vermutet“, sagt das schwarzlockige Mädel mit den sinnenden Augen. „Nichtwirdig, wie Sie das wissen konnten!“

„Morgen werden wir zusammen viel sehen. Es wird ein schöner Wandertag.“

## Diamanten

Kriminalstudie von Peter Matthäus.

Herr Willum holte auf einem der hohen Barstühle des Automatenrestaurants. Sein rundlicher Bauch ruhte auf den emporgelagerten Knien, und sein breites Vollmondgesicht war über ein Glas Portwein geneigt. Die kleinen glitzernden Augen jedoch blickten unter der Hutkrone unverwandt und mit einem eigentümlich wachsamem Ausdruck durch die Schaufensterscheibe, die sich unmittelbar neben der Bar befand. Kläglich rutschte Herr Willum in betäubender Eile vom Stuhl herab, lief auf seinen kurzen Beinen hastig quer durch den Raum und wirkte durch die Dürre auf die Straße hinaus. Dort stieß er unvorsichtigermaßen mit einem jungen Mann zusammen, der es anscheinend ebenso eilig hatte wie er.

„Oh... bitte tausendmal um Verzeihung“, sagte Herr Willum höflich und lästete den Hut.

„Keine Ursache, es war meine Schuld... ganz allein meine Schuld!“ sagte der junge Mann nicht minder höflich. Er musterte Herrn Willum rasch mit einem abschätzenden Blick. „Sie, hm...“, fuhr er zögernd fort, „Sie wissen wohl nicht zufällig, wo hier herum eine Pfandleihe ist?“

„Eine Pfandleihe?“ Herr Willum zog überrascht die Brauen hoch. „Bestenfalls, wenn ich es wüßte...“ Er schüttelte bedauernd den Kopf. „Es ist zehn Uhr vorbei, und ich fürchte, daß alle Pfandleihen längst geschlossen sind.“

Der junge Mann seufzte und machte ein Gesicht wie jemand, dessen letzte Hoffnung eben dahingeschwunden ist. „Ach!“ murmelte er niedergeschlagen. „So ein Pech! Was soll ich nur tun?“

Herr Willum sagte nichts. Er beschränkte sich darauf, den Kopf auf die Seite zu legen und sein Gegenüber freundlich und erwartungsvoll anzusehen.

„Was soll ich nur tun?“ wiederholte der junge Mann in einer Art Selbstgespräch. „Da hat man nun die große Chance und kann sie nicht wahrnehmen! Ich muß, ich muß, ich muß verzeihen... und ich krieg das Fahrgeld nicht zusammen. Jetzt habe ich mich schon entschlossen, die Steine zu verkaufen, das letzte, was mir geblieben ist. Und jetzt sind die Pfandleihen zu!“ Er schien plötzlich wieder zur Wirklichkeit zu erwachen und blickte Herrn Willum forschend an. „Sie würden wohl keine Diamanten kaufen, wie?“ fragte er getadelt.

„Ja? Diamanten? Oh...!“ stammelte Herr Willum verwirrt. „Um die Wahrheit zu sagen: eigentlich nein.“

„Sie würden sie billig bekommen — sehr billig“, sagte der junge Mann drängend und hielt ihm auf der schlaffen Hand zwei funkelnde kleine Steine hin.

„Du lieber Himmel“, murmelte Herr Willum kopfschüttelnd, „ich verstehe nichts von solchen Sachen. Und man hört so viel von... und man liest in den Zeitungen so viel von...“

Er verstummte schließlich verlegen. Der junge Mann musterte ihn mit einem beleidigten Stirnrunzeln.

„Haben die Herren die Absicht, noch lange hier zu stehen? Ich möchte gerne mal vorbei“, sagte in diesem Augenblick hinter ihnen eine Bekstimmte. Der Sprecher, ein älterer, gut gekleideter Herr mit einem schmalen dunklen Bärtchen auf der Oberlippe, drängte sich zwischen ihnen und der Hauswand hindurch und trat in den Lichtschein der Lampen des Automatenrestaurants. Sein Blick fiel auf die noch immer ausgestreckte Hand des jungen Mannes. „Hallo! Diamanten?“ sagte er verwundert. „Sind sie echt? Lassen sie mal sehen!“

Er zog eine Lupe aus der Tasche, nahm dem jungen Mann ohne weiteres die Steine aus der Hand und prüfte sie eine Weile sehr sorgfältig. „Ach!“ sagte er dann. „Wollen Sie sie verkaufen?“

„Allerdings“, entgegnete der junge Mann vorsichtig.

„Aber...“

„Wieviel wollen Sie haben?“ fragte der andere kurz.

„Die beiden Steine“, sagte der junge Mann etwas bekommen, „sind auf fünfshundert Mark geschätzt.“

„Das sind sie wert“, sagte der Besitzer der Bekstimmte und nickte. „Fünfhundert sind sie wert. Aber für mich ist das zu teuer. Ich zahle dreihundertfünfzig und nicht eine Mark mehr. Wollen Sie für dreihundertfünfzig verkaufen?“

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, dann zuckte er die Achseln und schlug mit einem Seufzer ein. „Gut“, sagte er. „Mit dreihundertfünfzig bin ich aus dem Dreck und kann meine Reife machen. Ich verkaufe.“

„In Ordnung.“ Der Mann mit dem Bärtchen holte seine Brieftasche hervor und öffnete sie. Im nächsten Augenblick sah er sich auf die Lippen. „Verstirzt“, murmelte er, „ich sehe, ich habe nur zweihundert Mark bei mir. Nun — wir machen es so: ich gebe Ihnen die zweihundert als Anzahlung. Sie hinterlegen die Steine hier drinnen an der Bar, und ich bringe Ihnen in einer Stunde den Rest einverwandelt.“

„Das geht nicht“, sagte der junge Mann störrisch. „Eine Stunde kann ich nicht warten. Mein Zug geht bereits in einer halben Stunde.“

„Himmel... Sie sind aber ein schwieriger Kunde!“ sagte der andere empört. Sein Blick fiel auf Herrn Willum, der die ganze Zeit schweigend zugehört hatte. „Oh, vielleicht kann uns dieser Herr helfen. Sagen Sie bitte: haben Sie hundertfünfzig Mark bei sich?“

Herr Willum nickte.

„Ausgeschlossen!“ sagte der andere und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. „Sie haben doch alles gehört, nicht wahr? Ich zahle dem Herrn hier zweihundert Mark, und Sie geben ihm hundertfünfzig. Dafür erhalten Sie die Steine und

sehen sich für eine Stunde hier in die Bar. Und nach einer Stunde komme ich und löse die Steine bei Ihnen aus, gegen ein Aufgeld von — sagen wir — dreißig Mark. Ich denke, damit können Sie zufrieden sein. Leicht verdientes Geld, wie?“

Herr Willum sagte noch immer nichts. Er hob nur die Hand und deutete schweigend auf den Eingang zum Automatenrestaurant...

Einige Minuten später saßen die drei an einem der kleinen Tische im Hintergrund des Lokals. Der junge Mann befand sich im glücklichen Besitz von dreihundertfünfzig Mark. Hundertfünfzig stammten von Herrn Willum. Herr Willum dagegen, vor dem wiederum ein Gläschen Portwein stand, hatte die beiden Diamanten in der Tasche.

Der junge Mann stand auf. „Ich muß jetzt schleunigst fort, sonst erwische ich meinen Zug nicht mehr“, sagte er.

„Und ich mache mich auf die Beine und hole das Geld“, sagte der Mann mit dem Bärtchen und stand ebenfalls auf.

„Hm“, sagte Herr Willum sanft, „ich fürchte, Sie werden es etwas schwierig finden, hier herauszukommen.“

Die beiden starrten ihn sprachlos an.

„Ja...“, fuhr Herr Willum bedächtig fort, „wir haben in letzter Zeit öfter von zwei Gaunern gehört, die falsche Diamanten an den Mann bringen. Mit einem ziemlich gemeinen Trick, muß ich schon sagen. Hinterher stellt sich natürlich heraus, daß die vermeintlichen Diamanten ganz gewöhnliche Glasplättchen sind... Wir müßten natürlich etwas unternehmen, nicht wahr? Wir müßten einfach.“

Der Mann mit dem Bärtchen fuhr herum und blickte zur Tür. Dort lehnten zwei sehr kräftig aussehende Herren in blauen Anzügen. Und an der Bar standen zwei ähnlich aussehende Herren.

Der Mann drehte sich wieder zu Herrn Willum um. „Sie reden immer von mir!“ lächelte er. „Was meinen Sie damit?“

„Wir — von der Polizei!“ sagte Herr Willum ruhig.

„Nebst dem: wenn Sie still und vernünftig dort zur Tür hinausgehen, werden wir die Sache ohne viel Aufsehen regeln können.“

## Das Solo

Skizze von Carl Heinz da Benza-Röhl.

Das Leben des Fräulein Fierling und seiner Familie war unheimlich wie der gute Glaube. Gleichsam von freien Rhythmen bewegt, gehorchte es doch den strengen Gesetzen, die dem Klange zugrunde liegen. Weder Sorgen noch Kummer, so aufdringlich sie waren, störten das Gleichgewicht. Man lebte gemeinsam hinauf, lebte dem Ruhm des Vaters entgegen...

Man war noch weit vom Ziel entfernt. Aber man hatte den ferneren, beglückenden Ruhm, den Gländen daran. Nur Fierling ahnte die tiefere Wahrheit. Das lange Leben hatte ihm beigebracht, daß kein Talent nicht die Klangfarbe der echten Begabung besaß. Wie des tönenden Grundes eines Orchesters fürs Flötenspiel, so bedurfte er der Stimme der ganzen Familie, um sein menschliches Solo zu Ende zu bringen. Kunst ist Ordnung, hat mal einer gesagt. Kunst ist Fleiß, hatte Fierling sich psychologisch. Darauf stimmte er sich und die Seinen gewissenhaft ab.

Was ihm natürlicherweise versagt war, wollte er sich mit Verunft erwerben. Er lernte mit Fleiß, übte, obgleich er schon dreißig Jahre geübt und am vordersten Pult im großen Orchester saß. Die häusliche Ordnung war auf sein unerwünschtes Schaffen abgestellt. Hatte ihm Hilfe, die älteste Tochter, die Fräulein vorgewarnt, stand er vom Frühlingsstisch auf und blies, bis es dunkel wurde. Niemand durfte im Zimmer sein, aber alle belauschten ihn.

Einmal trafen es wirklich soweit zu sein. Der erste Probst gab großspurig an und versprach, seinen Platz im Orchester zu räumen. Die Nebungstunden im Hause Fierling wurden zu Andachtsstunden. Die Frauen bereiteten sich auf den Ruhm vor, und der Vater erfüllte sein Spiel mit dem klarsten Ausdruck, den seine Menschlichkeit aufbringen konnte. Man umschmeichelte ihn, betete seine ergiebige Stimmung wie eine zarte Frucht, die ihre köstlichsten Säfte austreten soll. Aber dann sah der Huber wieder einmal nichtig im großen Orchester und spreizte das feiste Engelsgesicht. „Ich bleibe“, sagte er einlos.

Fierling verstand das. Es konnte ja keiner mehr, wie er wollte. Die Tanzstapellen waren gekommen, die Schallplatten mit ihrer quirlenden Mundfertigkeit. Die besten den alten Geschmack und die jüngsten Gagen ab. Die Zeit war gegen die Musikanten. Sie brachte den Fierlingen Jahre des Wartens, die mühevoller waren als das ganze bisherige Leben.

Er ging in die Bars und Kaffees, um etwas dazu zu verdienen. Er gehorchte dem Zwange erst noch mit Humor und verstand es, den schönsten Tanzorchesterstimme zu geben. Der wichtigen Akrobatik ihrer Musik diente er mit Berechnung. Er mußte sie für seine technische Übung aus. Aber allmählich zehrten die schlaflosen Nächte in trüben Kaffees den schwächlichen Fierling aus. Ein haarfeiner windiger Atem schien ihm die Brust zerstoßen zu wollen. Das Tempo beim Leben zuhause verlangsamte sich, die Pausen wurden geräumig und trocken. Immer häufiger mußte Hilfe mit Bier oder Kaffee kommen.

„Du brauchst es nicht mehr zu üben, Vater. So schön hat der Huber das nie gespielt. Ruh dich aus!“

Fierling seufzte sich sehr nach Ruhe. Aber er wagte es nicht. Es stand zu viel auf dem Spiel. Nicht nur das leibliche Wohl der Familie, ihr glücklicher Glaube, sein ganzes männliches Solo. Er flötete, bis ihm das Fieber die Lippen ausblühte.

Dann lag er zu Bett und griff das Flötenkonzert mit flatternden Fingern auf der punktierten Decke herunter. Die Grippe war ihm in Lunge und Kopf gefahren. Als die Nachricht kam, daß Huber das große Orchester verlassen habe, lachte er bössartig auf.

Nach Tagen kehrten ihm plötzlich die fernen Gedanken wieder. Er erlagte sich Pferdekurzen von Spritzen und Pulvern auf. Als ob ihn die wirbelnden Flötenpartien des Meisterkonzerts lebhaftig besessen hätten, alle er ins Orchester. Niemand durfte dabei sein, weder Frau noch Kinder. Es war das entscheidende Spiel seines Lebens...

Am folgenden Tag stand eine Notiz in der Zeitung: „Das Konzert in der Philharmonie war durch ein tragisches Ereignis gekennzeichnet. Der Fräulein Fierling, der zum ersten Pult aufgerufen war und das berühmte Flötenkonzert mit ungehörter Meisterkraft vortrug, wurde während des Orchesters die jüdelnden Schlucktafte intonierte, vom Schloße gerührt und verschied auf der Stelle. Der Vorfall blieb nachst undemerkelt...“